

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 59 (1988)
Heft: 2

Rubrik: Notizen im Februar

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

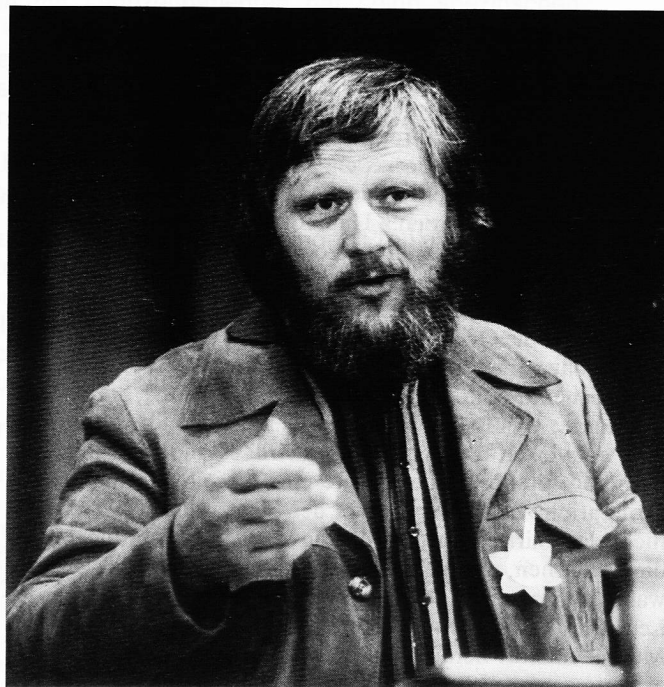
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Notizen im Februar

Im Bernbiet habe ich viele Freunde, teils aus der Zeit der Studienjahre, teils seit ich beim VSA bin. Ich mag sie, diese Leute, mag ihre Art, mag ihren Kanton. So recht passen sie in kein Schema. Sie sind nach meinem Dafürhalten angefressene Technokraten, aber für die meisten ist die Rationalität des Machens auch ein Greuel. Sie sind aufs Geld wie der Teufel auf Seelen, doch ich habe nirgendwo so viel echte Selbstlosigkeit angetroffen wie in Bern. Sie sind der Zeit weit voraus und stecken noch mitten im Ancien Régime. Sie sind gnädige Herren und brave Untertanen, die am liebsten noch immer aufs Schloss gingen, oder sie sind wortmächtige Revoluzzer, die ihr Leben lang wider den Stachel der Obrigkeit löken und die auch in weiter Ferne nicht loskommen von ihrem Staat, nicht vom Berner Geist. Um halbwegs mit C. F. Meyer zu reden: Berner sind keine ausgeklügelten Bücher, sondern sind Menschen mit Widersprüchen.



Autor des 1987 bei Paul Haupt erschienenen Buches über Friedrich Eymann: Christian Bärtschi, Leiter des Weissenheims in Bern. Er ist ein alter Freund des VSA. An der Schaffung der geltenden Vereinsstatuten beteiligt, war er jahrelang Präsident der Kommission Heimerziehung, zuletzt als Präsident. Auf eigenen Wunsch ist er in die Fachblattkommission übergewechselt, der er seit Beginn dieses Jahres angehört.



Friedrich Eymann (1897–1954) war reformierter Pfarrer, Religionslehrer am Lehrerseminar Hofwil und Professor für Ethik an der Universität Bern, Begründer der Zeitschrift «Gegenwart». Wegen seiner Beziehungen zur Anthroposophie Rudolf Steiners wurde er als Seminarlehrer abgesetzt – eine Persönlichkeit von Rang und von grösster Bescheidenheit, aber auch ein echter Berner Gring. Die von ihm ins Leben gerufene Freie Pädagogische Vereinigung hinterliess im Bernbiet deutliche Spuren.

Vor einem dieser Freunde ziehe ich gern den Hut, jedesmal, ohne Vorbehalt, weil ich ganz fest bewundere, wie er mit der Sprache umzugehen weiss: Christian Bärtschi, aus dem Oberland. Seit vielen Jahren leitet er zusammen mit seiner Frau das Weissenheim. Wenn ich nicht zu alt wäre, würde ich ihn bitten, mich als Lehrling anzunehmen. Nun ist es eine Eigenart der Berner, dass sie bedeutende Köpfe, weil sie den Frieden stören könnten, öfters in die Besenkammer stellen. Ich nenne nur die Namen von Friedrich Eymann und Hans Albrecht Moser. Auch dem Friedrich Dürrenmatt scheint es wöhler zu sein, im Neuenburgerischen zu leben und von dort hin und wieder an den Bärengaben zu denken. Bärtschi schrieb über Friedrich Eymann ein Buch, das in meinen Augen eine besonders hochkarätige Neuerscheinung (Verlag Paul Haupt) des vergangenen Jahres ist. Der Verfasser bedarf meiner Erklärung nicht, dass und warum es mitunter schön und gut sein kann, für eine Weile in die Besenkammer verschupft zu werden. Auch beim Wein muss man ja warten können, bis er reif ist.

Jahrzehntelang hat der VSA früher den Kopf Pestalozzis gleichsam als Wappen im Briefkopf geführt. Also hat er auch einigen Grund, von diesem Eymann-Buch Kenntnis zu nehmen, und zwar nicht bloss, weil der Verfasser im VSA mitmacht. Keine(r) ist in neuerer Zeit tiefer in das Geheimnis des Menschseins eingedrungen als Johann Heinrich Pestalozzi

(1746–1827), keine(r) hat über das Kindsein des Menschen und über das Wesen der Erziehung Gütigeres gesagt als er. Dass er im bürgerlichen Leben den Rank nicht fand, hat ihn vermutlich erst fähig gemacht, den Ruf seines Auftrags zu hören. Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass in der Schweiz wahrscheinlich Friedrich Eymann es war, der über 50 Jahre nach dem Tod diesen Pestalozzi vom Sockel des Denkmals heruntergeholt und dem hehren Vergessensein entrissen hat, nachdem er selber mit dem Werk des Vaters der Anthroposophie, Rudolf Steiner (1861–1925), vertraut geworden war.

Heinrich Pestalozzi schrieb: «Das Auge will sehen, das Ohr will hören, der Fuss will gehen und die Hand will greifen. Aber ebenso will das Herz glauben und lieben. Der Geist will denken. Es liegt in jeder Anlage der Menschennatur ein Trieb, sich aus dem Zustand ihrer Unbeliebtheit und Ungewandtheit zur gebildeten Kraft zu erheben. Die Bildung ist die menschliche Kunst des Christentums selbst oder kann es wenigstens in ihrer Vollendung werden.» Und von Rudolf Steiner stammen die Sätze: «Was gelehrt und erzogen werden soll, das soll nur aus der Erkenntnis des werdenden Menschen und seiner individuellen Anlagen entnommen sein. Wahrhaftige Anthropologie soll die Grundlage der Erziehung und des Unterrichts sein. Nicht gefragt soll jedoch werden: was braucht der Mensch zu wissen und zu können für die soziale Ordnung, die besteht? – sondern: was ist im Menschen veranlagt und was kann in ihm entwickelt werden? Dann wird es möglich sein, der Ordnung immer neue Kräfte aus der heranwachsenden Generation zuzuführen. Nicht der Staat und die Wirtschaft, nicht das Wirtschaftsleben haben zu sagen: so brauchen wir die Menschen, also sorgt dafür, dass sie wissen und können, was wir brauchen. Was ein Mensch in einem bestimmten Lebensalter wissen und können soll, das muss sich aus der Menschennatur heraus ergeben.»

Die heutige Generation, insgesamt geübte Erbsenzähler der Wissenschaft und versierte Befehls-, bzw. Subventionsempfänger von Staat und Wirtschaft (was identisch ist), kennt Steiner höchstens noch dem Namen nach. Für einzelne Ältere ist er wichtiger als der Papst, für andere, Jüngere, bleibt er absonderlich. Mein verstorbener ehemaliger Chef kannte alle Bücher Steiners aus dem ff und war ein enger Freund von Roman Boos. Mir ist die Anthroposophie nicht zugänglich, obgleich mich vieles anspricht und obgleich ich sehe, was die Heilpädagogik leistet, die sich auf sie beruft. Hohen Respekt habe ich vor den Schwestern und den Ärzten der Lukas-Klinik in Arlesheim. Bei Betrachtung des Goetheanums in Dornach gelange ich dagegen über das Staunen nicht hinaus. Vielleicht ist bei mir auch ein schönes Stück Bequemlichkeit im Spiel. Trotzdem fand ich es ebenso faszinierend wie abstoßend, bei Bärtschi immer wieder auf Hinweise und Belege zu stossen, teils wie plump, teils wie raffiniert die Vertreter der Berner Staatskirche vorgingen, um den Erzfeind Eymann abzuschies- sen, nachdem er die Öffentlichkeit mehrmals hatte wissen lassen, was er von Rudolf Steiner gelernt habe.

Bärtschis Buch ist ein gescheites, auch ein saftiges Buch, das sich leicht liest wie ein Krimi. Dass die Vertreter der zünftigen

Wissenschaft es sich vom Leib halten, um sich an der heissen Kartoffel die Finger nicht zu verbrennen: Man kann's verstehen, doch was tut's – es ist ein Buch, das den Weg in die Zukunft weist, da bin ich sicher. Eymann, Pfarrer, Religionslehrer am Lehrerseminar Hofwil, Professor für Ethik an der Universität Bern, Begründer der Zeitschrift «Gegenwart», unstrittig eine Persönlichkeit von Rang, von grösster Bescheidenheit und zugleich ein echter Berner Gring. Weil er sich nicht an die Leine nehmen liess, setzte ihn die Regierung am Seminar ab, doch an der Universität gestand sie ihm Lehrfreiheit zu und belies ihn im Amt, aber er gab dieses nach einigen Jahren freiwillig-unfreiwillig selbst ab. Er lebte in einer Zeit, da in ganz Europa die Reformatoren hoch im Kurs standen. Die Feststellung scheint mir durchaus zutreffend, dass es die Afterschüler von Karl Barth und Emil Brunner gewesen sind, die ihn abgesägt haben. Die Debatte im Berner Grossen Rat nachzulesen, treibt noch heute den Zorn ins Gesicht. So würde man heute einen Mann von Eymanns Schlag wohl nicht mehr abhalftern, glaube ich. Aber der Versuch, ihn mit feineren Mitteln kleinzukriegen, würde überall gemacht, nicht bloss im Kanton Bern.

Im Zentrum des Buches steht das dritte Kapitel: «Das umstrittene Menschenbild». Bärtschi schreibt: «Man wird die in den dreissiger Jahren einsetzenden kirchlichen Attacken gegen Professor Eymann nur verstehen, wenn man sich klarmacht, dass das Menschenbild, für das er sich mit aller Kraft seines Wesens einsetzte, der von der Kirche – seiner, der protestantischen Kirche – vertretenen Ansicht total zuwiderlief. Die Attacken führten schliesslich zu seiner Absetzung als Religionslehrer am bernischen Staatsseminar.

Sie betrafen aber nicht persönliche Eigenheiten. Es ging um viel mehr. Hinter und über den vordergründigen Auseinandersetzungen spielte sich ein Kampf ab, der, von überpersönlicher und überzeitlicher Dimension, uns Nachgeborene nicht weniger angeht als Eymanns damalige Zeitgenossenschaft – der Kampf um die Frage: Was ist der Mensch?»

Heitere und auch versöhnliche Episode zum Schluss! Im Januar 1942, also mitten im Zweiten Weltkrieg, wurde von Friedrich Eymann im Kanton Bern die Freie Pädagogische Vereinigung (FPV) gegründet, der auf den ersten Anhieb mehr als 40 Lehrerinnen und Lehrer beitraten. Das Echo, das diese Gründung fand, war günstig. Der Vorstand des Lehrervereins antwortete im Berner Schulblatt vom März 1942: «Der Kantonalvorstand nimmt Kenntnis von der Gründung der Freien Pädagogischen Vereinigung und freut sich, dass diese in einem guten Verhältnis zum Bernischen Lehrerverein zu stehen wünscht. Er wird gerne mithelfen, dies zu ermöglichen.» Redaktor Dr. Markus Feldmann wurde 1946 in den Berner Regierungsrat gewählt und übernahm die Schuldirektion. Er zögerte als Kirchendirektor nicht, sich mit dem Berner Theologen Karl Barth in Basel heftig anzulegen. Schwerblüter, der er war, wurde Feldmann später trotzdem Bundesrat.

